

Eichendorffs Rom

Alles ist bei Eichendorff nicht vordergründig, sondern metaphorisch zu lesen. Mensch, Tier, pflanzliche Natur, alles faltet sich bei ihm zu vielfacher Bedeutung auf. Waldeinsamkeit, Morgenröte, das Blitzen eines Auges, die dem Blick sich zeigende „schlanke Mädchengestalt“: sie allesamt sind nicht, was sie scheinen. Der verborgene Sinn ist jeweils erst zu entbergen. Aus genau dem gleichen Grund kann der *Taugenichts* zum Beispiel keine pikareske Novelle sein, wie von Koopmann vorgeschlagen wurde, weil in dieser Gattung Schelmereien, wenn auch noch so unterhaltsam, ausschließlich von der Oberfläche her erzählt werden. So ist manches bei Eichendorff noch geheimnisvoll, lockt zu tieferem Verstehen und bezieht eben daraus seine Spannung. Das gilt auch für die Stadt Rom, die in seinem Werk wiederholt Erwähnung findet.

Römische Spiegelungen

In der *Taugenichts*-Erzählung (1826) kommt der nicht so recht sein Wanderziel kennende Held eines Tages in die Nähe Roms. „Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erschreck ich ordentlich vor Freude“ (S. 56). Offensichtlich berührt Rom in dem Wandersmann Innerstes, nämlich seine christlich geformten Kindheitsvorstellungen von der heiligen Stadt, wie sie in seiner Phantasie abgelagert sind: „... dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meer, und goldnen Thoren und hohen glänzenden Thürmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen“ (S. 56).

Eichendorff war nie in Rom und so kommt es, dass weniger die Geographie Roms und der römischen Landschaft zum Tragen kommt als vielmehr das innere Rom, wie es in der Phantasieerinnerung gespeichert war. Rom liegt am Meer wie in Shakespeares *Wintermärchen* Böhmen am Meer liegt. „Das Meer leuchtete von weiten, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt“ (S. 56). Je mehr sich der Taugenichts ihr nähert,

desto mehr wird sie zum goldenen, himmlischen Jerusalem der Offenbarungsverheißung. „Die hohen Burgen und Thore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber“ (S. 57).

Auch der Dichter Fortunat, der Held von Eichendorffs Roman *Dichter und ihre Gesellen* (1834), kommt bei Sonnenuntergang in ein ganz ähnliches Phantasie-Rom: „Nur ein Streifen des Meeres in der Ferne und das Kreuz der Peterskuppel brannten noch im Widerschein, dazwischen der Klang unzähliger Abendglocken, und Gärten, Paläste und einsames Gebirg unten wunderbar zerworfen - es war ihm, als zöge er in ein prächtiges Märchen hinein“ (S. 121). Dass es sich dabei um zwei verschiedene Roms, das der Phantasie und das gegenwärtige (das seinerseits Eichendorffs Phantasie entstammt) handelt, begreift der Dichter Otto in demselben Roman in angenehmer Abendstimmung: „Wunderbar“, sagte er

ParkKörner
Digitale Unterrichtsvorbereitung
Besuchen Sie uns auf der
Interschul: Stuttgart

Deutsch:	
Kurzgeschichte II	Nr. 2302 DM 49,60
Literatur 7.-10. Kl.	Nr. 2322 DM 58,40
„Die Ratten“	Nr. 2710 DM 42,80
Bibliothek Deutsch 11.-13. Klasse: 21 Einheiten mit insgesamt ca. 2000 Seiten	Nr. 7547 DM 799,-
Geschichte:	
Deutschland und Europa 16./17. Jh.	Nr. 4544 DM 49,10
Europa im Umbruch	Nr. 2975 DM 58,40
Latein:	
Lateinische Grammatik	Nr. 4815 DM 52,70
Martial	Nr. 4810 DM 58,70
Klassenarbeiten Caesar u. Nepos	Nr. 4805 DM 48,70
Klassenarbeiten Sallust	Nr. 4806 DM 49,00
Augustus	Nr. 4812 DM 52,90

Demo und Prospekte auf Anfrage

Sendlinger Str. 25u, 80331 München,
Tel.: 089/26020430 Fax: 089/2607743
<http://www.park-koerner.de>

zu sich selbst, „schon in meiner Kindheit, wie oft bei stiller Nacht im Traume hört' ich der fernen Roma Glocken schallen, und nun, da ich hier bin, hör' ich sie wie damals wieder aus weiter, weiter Ferne, als gäb' es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunkeln Hügeln“ (S. 150).

Tatsächlich gibt es bei Eichendorff noch ein weiteres Rom neben den zwei bisher betrachteten. Es ist das antike oder, mit Eichendorff zu sprechen, das heidnische. Denn der Italienfahrer Taugenichts muss noch, bevor er die goldene Stadt betritt, durch „eine große, einsame Haide, auf der es so grau und still war, wie im Grabe“ (S. 56). Altes Gemäuer ist dort. Nachtvögel schwirren durch die Luft. Es ist ein verwünschter Ort. „Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Haide gehn und die Wanderer verwirren“ (S. 57). Aber der Held lässt sich von dieser versunkenen Welt nicht anfechten und geht in seiner so schönen Geradlinigkeit jenseits jeder Hegelschen Subjekt/Objektspaltung, die auch seine vom Dichter so gewollte Undifferenziertheit ausmacht, durch dieses nicht ungefährliche Haidegelände des unerlösten Heidentums auf das helle Glockengeläute christlicher Heilshoffnung zu.

Besonders die Göttin Venus scheint Eichendorff Unheil zu symbolisieren und nach wie vor jedem Jüngling und jeder jungen Frau, trotz jahrhundertelanger christlicher Lehre, gefährlich werden zu können, nämlich als Versuchung irdischen Glücks, sinnlichen Glanzes, betörender Geschlechtlichkeit, die mit der echten Liebe nichts gemein hat. War Venus auch Eichendorffs Versuchung, da er sie so oft in seinen Dichtungen (Juanna, Annidi und andere) geradezu körperlich sinnfällig gestaltet? Der vielfach gefährdete und tragisch endende Dichter Otto (in *Dichter und ihre Gesellen*), der in Rom einer versucherischen Venusgestalt erlegen ist, träumt: „Als er recht hinsah, regte sich das Venusbild und stieg langsam von dem marmornen Fußgestell herab. Mit Grauen erkannte er seine Annidi, sie kam gerade auf ihn zu, eine Marmorkälte durchdrang plötzlich alle seine Glieder, daß er erschrocken aufwachte“ (S. 154/5). Auch der Taugenichts wird

durch eine römische Gräfin in eine Verführungssituation gebracht. Aber er entkommt, wie immer geleitet von höheren Mächten, dieser Venus und wahrt seiner „schönen gnädigen Frau“ die Treue. Oftmals locken versucherische, das Sexuelle in den Vordergrund stellende Frauengestalten bei Eichendorff die Männer, letztlich zu Untergang und Tod. Alle haben sie dunkle Attribute, glühend schwarze Augen und Locken, während die engelgleichen, treu liebenden Frauen mit blonden Haaren geziert sind und ihre hellen Augen in unklaren Situationen niederschlagen.

Die heidnischen Götter, von Eichendorff als Naturkräfte verstanden, sind nach wie vor lebendig. Sie verkörpern das bloß Triebhafte, dem es sich durch Vergeistigung zu christlicher Liebe zu entheben gilt. Noch immer machen, in Fortunats Lied (S. 122), „Um die halb versunkenen Mauern/Die alten Götter die Rund“: Ihre „alte Zauber macht“ lebt vor allem im Frühling wieder auf; denn „Frau Venus hört das Locken, / Der Vögel heitern Chor, / Und richtet froh erschrocken / Aus Blumen sich empor.“ Aber nur, wenn Rom erwähnt wird, drängen sich beide Bereiche, der heidnische und der christliche, nebeneinander und verwirren die Herzen. „Versunknes Reich zu Füßen, / Vom Himmel fern und nah./Aus anderm Reich ein Grüßen - / Das ist Italia!“ („Götterdämmerung“). In demselben Gedicht noch wird „Frau Venus“ „ein andres Frauenbild“, nämlich die Jungfrau Maria, die das Kind trägt, entgegengestellt.

Eine weitere Sinnschichtung zu Rom scheint sich im *Taugenichts* bemerkbar zu machen. Seine Bekannten während seines Romaufenthalts sind nahezu ausschließlich deutsche Künstler, Maler aus der Nazarener-Schule, die geistig den Geniekult des Sturm und Drang und der Klassik vertreten. Der Maler Eckbrecht vor allem überschüttet den Taugenichts mit seinen Gedankenbandwürmern voll „unsterblicher Ewigkeit“ (S. 70) aus der Kunst, die zu Eichendorffs Kunstideal, der poetischen Verehrung von Gottes Schöpfung, in vollständigem Gegensatz stehen. Der Taugenichts wird des Geredes zum Kult des promethisch-klassischen Genies bald überdrüssig. Als auch noch die Versuchung durch die Venusgestalt der schwarzhaarigen römischen Gräfin dazu-

kommt, verlässt er Rom, um zu seinem Ideal, seiner „schönen Frau“ in Deutschland zurückzukehren. „Ich nahm mir nun fest vor, dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pommeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren und wanderte noch zur selbigen Stunde zum Thore hinaus“ (S. 73). Sein „auf ewig“ ist freilich nicht so ernst gemeint. Denn kaum ist er mit seiner schönen Frau vereint, denkt er wieder an die heilige Stadt: „Und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom“ (S. 91). Diesmal allerdings fährt er mit seiner Geliebten, so dass weder die alten Götter noch und insbesondere Venus sein Vorhaben stören können. Er reist nun in ein einschichtiger gewordenes Rom, das Rom der hellen Glocken, der strahlenden Kirchen und Paläste, das Sinnbild dermaleinstiger Glückseligkeit.

„Lucius“

In das antike Rom, durchsetzt jedoch mit Eichendorffschen Themen, führt uns seine Verserzählung *Lucius*, die im Jahr seines Todes (1857) erschien, mit deren Thematik er sich jedoch schon seit 1850 beschäftigt hatte. Lucius ist, zusammen mit seinem Freund Nerva, ein jugendlich strahlender Held der Schlachten, der eben nach Rom zurückkehrt: „Ein Reiterfähnlein durch die blüh'nde Tiefe / Kehrt aus dem Gotenland vom Schwertertanz / An Ruhm und Wunden reich zur Heimat wieder - / Schaulustig blicken Julia's Gäste nieder“ (S. 678). Julia, ursprünglich ein einfaches und lauterer Mädchen, in Lucius verliebt und von ihm wiedergeliebt, war in seiner Abwesenheit zu einer Phryne geworden, einer Venusgestalt so betörend, dass man aus Eichendorffs

üppiger Beschreibung erneut seine Faszination durch diesen Frauentyp unschwer herauslesen kann. „Träumerisch, die Lippen brennend, bleich die Wangen, / Durch schwarzer Locken wunderbare Pracht / Kostbare Spangen, ringelnd sich wie Schlangen, / Und aus der dunklen Augen Zaubernacht / Ein Wetterleuchten, das kein Herz mag schonen, / Der Männer Lust, das Schrecken der Matronen“ (S. 677). Als Lucius von ihrem jetzigen Leben erfährt, wendet er sich von ihr ab.

Mit Nerva hatte er einst geschworen, die alte Roma in ihren strahlenden Tugenden, wie sie in der *res publica libera* galten, wiederzuerrichten und dem Senat die Macht zurückzugeben. Er ist, inmitten der Kaiserzeit Domitians, ein altrömischer Held voll tatkräftiger Zukunftspläne auf Reform des verrotteten Kaiserregimes. „Auf einmal von des letzten Berges Gipfel, / O Wunderblick! fernab das ew'ge Rom, / Das Meer aufleuchtend durch die Waldeswipfel / Und drüber weit des klaren Himmels Dom, / Durch dessen Öde Adler einsam zogen, / Gleichwie aus alter, größerer Zeit verfliegen“ (S. 679). Beim Anblick der Stadt verwendet der Dichter dasselbe Bild wie im *Taugenichts*. Rom liegt wie ein schlafender Löwe zu Füßen des Helden, stark in seiner Kraft, unbändig im Vollbringungswillen. „Sieh', majestätisch auf den sieben Hügeln / Der Löwe ruht, den sie zum Ritt gezäumt, / Und rückt im Schläfe an des Caesars Zügeln; / Glaub' nur - ich spür's im Herzensgrund - es träumt, / Träumt immerfort der schlummernd hingestreckte / Noch von der alten Zeit - o wer ihn weckte!“ (S. 680).

Die römische Wirklichkeit jedoch ist bestialisch: Hinrichtungen von Menschen im Zirkus; Mammon beherrscht alle; die Philosophen und

Preissenkung: Würfelspiel „Auf Caesars Spuren“: 35 DM,

Lehrerprüfexemplar: 25 DM + Versandkosten

Neubearbeitung: Rätselheft „Aenigmata Latina“: 6 DM (Prüfpreis: 4 DM)

Schiebe-Tafel

Nr. 1310 Lateinische Konjugation

Nr. 1311 Lateinische Deklination

Nr. 1312 Lateinische Verben

Falt-Tafel

Nr. 2310 Lateinische Grammatik

Nr. 2510 Griechische und römische Geschichte

Nr. 2210 Neue deutsche Rechtschreibung

Einzelpreis je Tafel: 9,00 DM, (Prüfpreis: 6,00 DM) + Versandkosten; Staffelpreise

Melsunger Spiele-Börse, Dessauer Str. 3, 34212 Melsungen

Tel. (05661) 4406, Fax (05661) 50046

Gelehrten sind ruhmerpicht und wenig weise; ein Dichter „macht für schöne Frauen griech'sche Oden“ (S. 692); die Römer beten Götzen, ihre Kaiser, an; Eigensucht und Sinnenlust dominieren; die Menschen sind sich selbst entfremdet und fühlen sich unbeherrschbaren Mächten, dem Fatum, ausgeliefert. Lucius' Idee von Rom, die er bei einem Rundgang durch die Gegend um die Stadt sucht, wird von den Römern selbst kaum geteilt: „Ob noch die alten Heldenmale stehn, / Ob von den Bergen durch des Tag's Geschwätze / Die Wälder noch erfrischend niederwehn, / Ob bei dem Rauschen Rom, das todeswunde, / Sich heimlich sehne noch, daß es gesunde“ (S. 691).

Domitian wird ermordet, Nerva zum Kaiser ausgerufen. Dieser vergisst, einmal auf dem Thron, sein Versprechen der Wiederherstellung der Republik und der altrömischen Tugenden. Lucius' ihm nun verbleibender treuer Freund ist ein im Krieg gefangener Knabe namens Guido, der ihm, als sie christliche Hirten singen hören, Geheimnisvolles erzählt: „Es geht der Herr durch's Feld in solcher Stunde, / Da bringen sie der Welt die frohe Kunde“ (S. 688). Ihm vertraut Lucius seine Bekümmernisse an „Um Roma's Untergang, vom Vaterlande, / Von seinem Heldenruhm und seiner Schande!“ (S. 694). Guido verweist ihn auf den „Unsichtbaren“, der „Der alten Roma Hoffart hat zerschlagen! / Da droben ist Dein neues Vaterland“ (S. 694). Erstaunt sieht Lucius „In's Aug' ihm, wie in's Himmelblau hinein“ (S. 694) und will mehr von der neuen Lehre erfahren.

Unterdessen zieht der Pöbel, der Domitians Ermordung rächen möchte, gegen die Katakomben der Christen. Lucius stellt sich dem Mob entgegen. Plötzlich ist Julia, die ihn immer noch liebt, bei ihm und stürzt sich über den Geliebten, der von Wunden durchbohrt ist. „Christus, Du hast gesiegt! In qualm'gen Flammen / Brach, wo ich sie gefaßt, mir über'm Haupt / Die faule, wurmzerfreßne Welt zusammen; / Ein Stamm, vom gift'gen Hauch der Zeit entlaubt, / Hab' ich fortan kein Vaterland hienieden, / Nimm Du mich auf in Deines Reiches Frieden!“ (S. 709). Julia folgt ihm, eine büßende Magdalena, nach. Lucius ist damit zu einer Gestalt des „Lichts“ (*lux*) geworden. Guido entpuppt sich als Emissär des Himmels, der Lucius' Wege gelenkt hat. „Da

stockt die Schar, als ob sie Geister scheuchten, / Denn unverwundbar bei den Toten stand / Ein Knabe dort, es strahlt mit hehrem Leuchten / Der Locken Gold und sein schneeweiß Gewand, / Sie konnten seine Blicke nicht ertragen, / Wie Tiger vor des Menschen Auge zagen“ (S. 710).

Der Knabe aber verschwand nach Lucius' Tod. „Ein seltsam Leuchten noch ging durch die Heide, / ... / Im Morgenglanz nur schwirrten Lerchenlieder / Und in den Katakomben sang es wieder“ (S. 711). Rom, der „wunde Leu“ (S. 711), musste zugrunde gehen, da die alte Welt und ihre Menschen morsch und böse geworden waren. Die Christenlehre ist ein geschichtlicher Fortschritt. Das alte macht dem neuen Rom, dem christlichen, Babel dem himmlischen Jerusalem Platz, das kommen musste, auch wenn die alten Götter, bleibt man nicht wachsam und munter, noch Unheil dräuen und die Menschen, nach wie vor und immerfort, in die Irre führen können.

Literatur:

Zu den zitierten Texten wurden folgende Ausgaben verwendet:

Joseph von Eichendorff: „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Text, Materialien, Kommentar, hg. von Carel ter Haar, München 1977.

— : Dichter und ihre Gesellen, hg. von Wolfgang Nehring, Stuttgart 1987.

— : Lucius. In: Joseph von Eichendorff: Werke in sechs Bänden, hg. von W. Frühwald, B. Schillbach und H. Schultz, Bd. 1, Frankfurt/Main 1987, S. 677-711.

Literatur zu dem vorliegenden Themenkomplex:

Gertrud Bauer Pickar: *Aus dem Leben eines Taugenichts: Personal Landscaping in Perception and Portrayal*. Literatur in Wissenschaft und Unterricht 11, 1978, S. 23-31.

Klaus Köhnke: Homo viator. Zu Eichendorffs Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“. *Aurora* 42, 1982, S. 24-56.

Helmut Koopmann: Um was geht es eigentlich in Eichendorffs „Taugenichts“? Zur Identifikation eines literarischen Textes. In: Josef Becker und Rolf Bergmann (Hg.): *Wissenschaft zwischen Forschung und Ausbildung*. München 1975, S. 179-191.

Wolfgang Paulsen: Eichendorff und sein Taugenichts. Die innere Problematik des Dichters in seinem Werk. Bern 1976.

Oskar Seidlin: *Versuche über Eichendorff*. Göttingen 1965.

Winfried Woesler: Eichendorff und die antike Mythologie. In: Michael Kessler und Helmut Koopmann (Hg.): *Eichendorffs Modernität*. Tübingen 1989, S. 203-221.

FRANZ STRUNZ, Deisenhofen